

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

12 (14.1.1922) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Die Spinne als Haustier. Es ist seltsam, daß sich die Spinne nicht gerade besonderer Beliebtheit bei den Menschen erfreut. Die meisten haben einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese kleinen fleißigen Tierchen. Vermutlich beruht dies darauf, daß man diese Mörderin mit den langen Beinen höchst unbehaglich findet. Aber eigentlich ist die Spinne auch kein schlimmerer Mörder als der Mensch. Die Spinne muß wie der Mensch nahrung finden, um das Leben fristen zu können. Sie mordet nicht aus Wollust, sondern aus Hunger; und wen mordet sie? Einen der grimmigsten Feinde des Menschen: die anstößende und unappetitliche Fliege nebst anderen schädlichen Insekten, wohingegen sie selbst nicht im mindesten den Menschen belästigt. Die Spinne ist also ein nützliches Tier. Ein Gärtner, der die Spinne aus seinem Garten vertreibt, sollte sofort verabschiedet werden, weil er sich selbst schädigt. An sich steht es ja so aus, als wäre die Spinne nicht wert, als „Haustier“ gehalten zu werden. Und doch kennt die Geschichte Beispiele dafür, daß Spinnen die einzigen Freunde des Menschen waren. Der Bischof Waldenau hatte während seiner langen Gefängniszeit nur den einen Trost, seine Freundin im Spinnennetz des Fensters zu füttern. Die weiblichen Spinnen passen am besten als Haustiere; denn sie verlassen den Platz, wo man sie niederseht, nicht und bleiben so in freiwilliger Gefangenschaft. Nur die männlichen Spinnen unternehmen durch Verührung mit ihren dünnen Weibchen, was also ganz unschuldig ist. Wenn man aber eine weibliche Spinne besitzt, so mag man sie getrost mit einem Teil ihres Netzes in ein Glas stecken; an der Wand kann sie nicht hinaufkriechen, weil Glas für sie glatt ist. Man bringe eine Stange in dem Glas an, damit sie beim Weben des Netzes daran auf- und niederlaufen kann. Zur Frühlingszeit kann man dann sehen, wie sie ein Netz aus schneeweißem Seide webt und darin ihre Eier legt. Das wiederholt sie fünf- bis sechsmal. Nach 2 bis 3 Wochen können die jungen Spinnen auskriechen. Sofort beginnen sie von den ledernen Hüllen des Vorrats zu speisen. Wenn die Mutter nicht ihre Jungen selber speist, werden sie allmählich groß und verschwinden eines Tages spurlos. Recht lehrreich ist es übrigens, die Spinne auf der Fliegenjagd zu beobachten. Oft fliegt das Tier ganz unbekümmert im Glatte der Spinne umher, ohne anscheinend die Nähe des fürchtbaren Feindes zu ahnen. Auch die Spinne macht zuweilen, wenn sie gerade satt und schlaftrig ist, keine Anstalten, die Fliege zu fangen. Meistens bemüht sich die Spinne auch nicht, so lange die Fliege stillsteht und sich nicht bewegt. Sobald sie aber ans Netz rührt, erwacht der Jagdbesitzer. Sie stürzt vor und ergreift ihr Opfer. Was nach der Mahlzeit noch übrigbleibt, wird in der Vorratskammer verfedert. Im Winter braucht die Spinne keine Nahrung. Man braucht nur hin und wieder ein paar Tropfen Wasser auf das Netz des Spinnentisches zu spritzen.

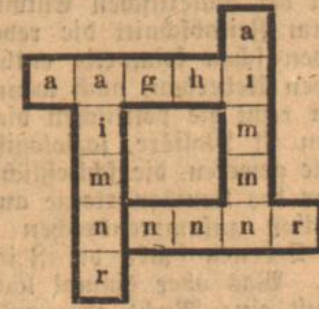
Neue Talsperren in Südafrika. Im wasserarmen Südafrika ist man jetzt eifrig dabei, an geeigneten Stellen der Flusstäler Talsperren und Staubbänne zu errichten, teils zur Trinkwasserbergrung größerer Städte und zur Gewinnung elektrischer Kraft, teils um größere Flächen unter Versteigerungskultur zu bringen. So kommt der Modder River Dam der Stadt Bloemfontein im Oranjereststaat zugute, der er jährlich 1 Milliarde Gallonen (zu je etwa 4 Liter) Trinkwasser liefern soll, während die Hafenstadt Port Elizabeth aus einem Staubbänne am Sonnegraben versorgt werden soll. Die größte im Bau befindliche Talsperre, mit 200 Fuß hoher Mauer, ist der Hartbeespoort Dam am Oranjerestfluß. Mehrere Staubbänne in der Kapkolonie: am Olifantsfluß, Großen Fischfluß u. a. m.

Wahlkampf und drahtlose Telephonie. Der jüngste Wahlkampf in New York, bei dem der bisherige Bürgermeister Hylan wiedergewählt wurde, hat zum mindesten eine Neuerung in den Methoden des politischen Kampfes mit sich gebracht: die Einführung der drahtlosen Telephonie nämlich als Mittel zur Verbreitung der Wahlreden. Der Gegenkandidat Curran hielt seine Schlussrede in der Geschäftsstelle einer Gesellschaft für drahtlose Telephonie, die von rund 1500 Stationen aufgefangen wurde, von Amateuren, von Schiffen auf dem Meere und in Häfen, von Bantzen, von Zeitungsredaktionen, die den Text zur direkten Weiterlieferung an die Leserkreise aufnahmen. Die Zeitungen illustrieren diese Neuerung mit Feuilletons: der Wähler sitzt, den Hörer am Ohr, am Kammin oder an der Dampfheizung, hört der Rede seines Mannes oder des der gegnerischen Partei: die Siedetemperatur der Wahlversammlungen macht einer ruhigeren Betrachtung der Dinge Platz; der „seine Herr“ geht nicht mehr in die Versammlungen usw.

Schrijver: Hermann Winter, Druck und Verlag von West u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luitpoldstraße 24.

Rätselreife

Magisches Flügel-Rästel

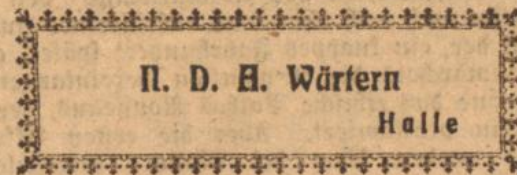


Die Buchstaben dieser Abbildung sind so zu verschieben, daß jede Zeile einen weiblichen Namen ergibt.

Scharade

Wie würd' es dem Kaufmann das Rechnen erschweren, Wenn meine beiden Ersten nicht wären; Auch fehlte ihm ohne die Dritte das Geld, Auf dem er die Ersten berechnet und stellt. Das Ganze trägt zwölf von den Ersten zur Schau Und zeigt dir, wie flüchtig das Leben, genau.

Besuchstarkenrästel



Wer den Verus wissen will, den dieser Herr ansieht, muß die Buchstaben der Besuchstarken umstellen. Nichtig gestellt ergibt sich eine mit „W“ beginnende Berufsbezeichnung.

Rästel

Mit B aus Lumpen man's gewann, Mit M bequem man's tragen kann, Mit R ist's schwarz als wie die Nacht, Mit K gehört's zur Karrentracht.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 1. Woche

Wiberrästel: Meinst Du, daß Titel, Rang und Orden immer Zeichen wahrer Ehre? Silberrästel: Augenbild. Palindrom: Regen — Nege. Rästel: Gera — Gerda. Wichtige Lösungen sandten ein: Max Stormmüller, Karl Zehinger, Berthold Barth, Fr. Steinbrunner, Karlsruhe; Friedrich Weiß alt, Max Weiß jung, Karlsruhe-Mühlburg.

Witz und Humor

Gnurr des Auslandes. Der Witar war sehr böse darüber, daß Sally, seitdem sie mit einem jungen Mann „ging“, nicht mehr die Versammlungen des christlichen Jugendvereins besuchte. „Aber warum bringen Sie ihn denn nicht zu uns mit, Sally?“ fragte er. „Ich werde mich schön hüten, Sir,“ antwortete die Maid, „damit mir die andern Mädchen ihn wieder weghnappen! Ich habe schon zwei Bräutigams auf diese Weise verloren. Das genügt!“

Zu spät. „Mit dieser Photographie kann ich nichts anfangen,“ sagte der Kunde, „ich sehe ja aus wie ein Affe!“ Der Photograph maß ihn mit einem geringschätzigen Blick. „Daran hätten Sie eben vor der Aufnahme denken sollen,“ antwortete er und ging wieder an seine Arbeit.

Schon möglich. „Sie haben ja den Reis anbrennen lassen, Verla. Wie ist das möglich, — wo der Reis jetzt so viel kostet!“ — „Wie das möglich ist? Na, glauben Sie denn, gnä? Frau, teurer Reis brennt nicht so leicht an wie billiger?“

Die Altersfrage. Der greise Bernhard Baumeister wurde einmal gefragt, wie alt eigentlich sein Kollege und Freund Adolf Somental sei, der immer noch Bonvivants spiele. Er gab zur Antwort: „Bis vierzig waren wir gleich alt. Dann habe ich ihn verloren.“

Das Rästel. „Der Meier ist mit ein Rästel. Leidet an Rheumatismus und schreibt nur Jugtände.“

Die Musestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

2. Woche

Karlsruhe, den 14. Januar

1922

Zuversicht

Von Theodor Storm

Ich hab' es mir zum Trost eronnen in dieser Zeit der schweren Not, in dieser Blütezeit der Schuffe, in dieser Zeit von Salz und Brot.

Ich zage nicht, es muß sich wenden, und heiter wird die Welt erstehn, es kann der edle Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingstungewittern, von dem wir schauernd sind erwacht, von dem noch alle Wipfel rauschen, er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Simmel tollten wird dieser letzte Donnerstog; dann wird es wirklich Frühling werden und hoher, heller, goldner Tag.

Seilt allen Menschen, die es hören, und Seilt dem Dichter, der dann lebt und aus dem offenen Schacht des Lebens den Edelstein der Dichtung hehlt!

Der Fund

Eine Spitzbubengeschichte

Von Paul Ernst

Ein junger Mann namens Voppo hat treu und ehrlich lange Jahre einem Kaufmann gedient. Wenn die Frauen kamen und für einen Sodo Del verlangten, so maß er ihnen das Del in ihre Flasche, indem er mit zwei spitzen Fingern das Maß hielt und die andern drei Finger zierlich spreizte, dann den Trichter schwingend aus der Flasche zog, ihn noch einmal aufstieß, daß auch der letzte Tropfen in die Flasche lief, und ihn endlich mit sicherem Augenmaß wieder in sein Loch im Ständer stellte; wenn sie eine Tüte Pfeffer haben wollten, so riß er unbarmherzig aus einem schönen alten Buch ein Blatt, rollte es für zur Tüte, schob mit elegantem Schwung des Heines die Stiebleiter zu sich, kletterte leicht nach oben, zog den Kasten halb vor und nahm mit dem Schaufelchen Pfeffer heraus, stieg dann herunter, indem er der entzückten Frau eine Schmeichelei sagte, legte die Tüte auf die Waage und schüttete mit dem Schaufelchen sorgfältig prüfend, als wiege er Gold ab, die Pfefferkörner in die Tüte.

Wie gejaht, Voppo hatte seinem Herrn treu und ehrlich gedient. Aber natürlich hatte er keine Veranlassung, über die Grenzen seiner Pflichten hinauszugehen. Er verfiel die Kunst, einzuwiegen und einzumessen, das heißt, wenn er hundert Pfund oder hundert Maß zu verkaufen hat, so kann er hundert Pfund oder hundert Maß verkaufen, ohne daß eine Frau zu wenig bekommt. Dieses eine Pfund oder eine Maß ist natürlich sein eigener Gewinn, von dem er ja seinem Herrn nichts zu sagen brauchte; er hatte es deshalb immer so eingerichtet, daß er von jedem Sudo einen Quattrino für sich einbehielt; das war nur eine abgerundete Rednung; aber der Herr stand sich ganz gut dabei, denn Voppo war ein treuer und ehrlicher Kadenbiener. Diese Quattrini aber, kann man sich denken, häuften sich im Laufe der Zeit an; und so kommt es denn, daß

Voppo, wie er nun seinen Dienst aufgegeben hat, um nach seinem Heimatsort Ariccia zurückzugehen und dort selber einen Laden zu eröffnen einen schönen Beutel voll Sudo in der Tasche hat.

Vor dem Tore schlief sich ihm ein junges Mädchen an, das auf einem Esel sitzt, den sie mit fester und zierlicher Hand lenkt. Die Freunde haben Voppo gewarnt; es gibt so viele Gauner und Räuber in Rom und Umgebung, daß man sehr vorsichtig sein muß mit neuen Bekanntschaften, wenn man viel Geld in der Tasche trägt. Voppo ist auch ein verständiger Mensch, der weiß, daß ein ehrlicher Mensch heutzutage niemand trauen darf; die Menschheit ist zu klug für ihn geworden. Aber das junge Mädchen hat so feurige schwarze Augen und macht einen so freundlichen Mund, und dann ist sie ja doch überhaupt ein junges Mädchen, und kurz und gut, Voppo geht neben ihr, und die beiden erzählen sich etwas; er spricht von dem Geschäft, das er in Ariccia eröffnen will, wo es nur an Unternehmungsgestalt fehlt; denn ein Geschäft ist in Ariccia zu machen, es muß nur der richtige Mann kommen, und sie teilt ihm mit, daß sie in Belletri eine Stelle annehmen will als Köchin bei einem Pfarrer, und daß sie selig ist, mit ihm bis Ariccia zu kommen zu sein, denn man hört so viel, was Mes geschieht, daß man wirklich Angst kriegen könnte; dabei sieht sie ihn mit einem so freundlichen Blick an und lächelt so, daß ihm ganz warm ums Herz wird.

So ziehen die beiden nun vergnügt weiter auf der Via Appia; es ist Herbst; die Jäger halten überall ihre großen Jagden ab und schießen die Sperlänge. Die Karren mit den Vottischen begegnen ihnen, in denen die Weintrauben eingestampft sind; die lieben Kinderchen sitzen unlagbar schmutzig auf den Trauben und quetschen sie zusammen, und die Männer, welche die Pferde führen, sind bis oben mit rotem Traubenmost beschmierd; von überall her hört man Lachen, Singen, Knallen, Schreien und Voppo fühlt sich so glücklich, wie noch nie in seinem Leben; er denkt an seinen Laden in Ariccia, an den Treien, an die Mädchen mit Zunderwerk, die auf ihm stehen, und wenn man den Kinderdarm ab und zu eine Kleinigkeit zugibt, dann kommen sie immer; er denkt an die Wagen, welche blankgeputzt über ihm hängen, an das Einwiegen, und dann denkt er auch, was er für ein hübscher Kerl ist, und daß sich das Mädchen neben ihm gleich in ihn verliebt hat. Aber er nimmt sich in Acht und verplempert sich nicht, denn man weiß ja nicht, ob sie Geld hat, und ein Kaufmann muß eine Frau mit Geld haben; und das kennt man schon, man denkt, man hat ein hübsches Mädchen, und mit einem Mal kommt da ein Bruder oder Vater und sagt: Geiraten.

Die beiden sind früh aufgebrochen, um noch vor der großen Hitze in Ariccia zu sein. Nun aber beginnen sie hungrig zu werden, denn es ist Frühstückszeit. So gehen sie denn vom Wege ab in eine Wiese, wo unter einer einsamen Bappel ein alter marmorner Sark steht als Tränke für die Kühe; das junge Mädchen — wir wollen es nur verraten, es ist die berühmte Colomba, von der selbst Lange Kühe sagt, er könne noch von ihr lernen — steigt vom Esel, der verständig mit den Ohren zuckt und sich dann an das Fressen beigt; sie zieht ein reinliches Tuch vor, um es auf der Wiese auszubreiten für die mitgebrachten Speisen; da stößt sie plötzlich einen Lauf der Ueberladung aus; sie hat im Grase ein kleines Bäckchen gefunden, das offenbar hier jemand verloren hat, ein sauber und fest verpacktes Bäckchen in steifem Papier mit einer Aufschrift. Sie wendet

das Mädchen hin und her, Boppo nimmt es ihr aus der Hand: „Nies du, ich kann nicht lesen.“ sagte Colombo, und Boppo knäufelt die Aufschrift: „An den hochwohlgeborenen Herrn Matteo, Juwelenhändler in Rom.“

„Der Besitzer hat den Ring an Matteo schenken wollen, er ist fünfhundert Scudi wert. Matteo soll ihn verkaufen.“

„Rein, ich habe ihn allein gefunden.“ sagte Colombo. „Wir haben den Ring zusammen gefunden.“ fährt Boppo fort: „du kannst ihn nicht verkaufen, du wirst bloß von den Händlern betrogen.“

Colomba beginnt zu weinen. Der Ring ist so schön, und steht ihr so gut, und sie würde ihn Sonntags immer tragen und sie hat ihn doch gefunden, und er gehört doch ihr, und nun will ihr Boppo nur hundert Scudi geben, und sie ist ja ein armes Mädchen, für arme Mädchen sind solche teuren Ringe nicht, das sieht sie wohl ein, aber sie ist nicht so dumm, wie Boppo denkt und sie kann ihn auch selber verkaufen, und hundert Scudi für einen Ring, der fünfhundert Scudi wert ist, das ist eine Ungerechtigkeit, das kann ja der liebe Gott nicht dulden, und sie ist eine Waise und hat nicht Vater und nicht Mutter, aber für Waisen sorgt der liebe Gott; und so redet sie weiter und redet immer mehr und Boppo antwortet ihr, und sie kommen ins Sandeln, und schließlich geht Boppo bis hundert- undfünfzig Scudi. Er holt seinen Beutel heraus, klappt ihn auf, zählt ihr das Geld vor, sie weint, liebt es sorgsam zusammen, zieht ein Tuch und knetet es ein, der Beutel ist recht schnell geworden, wie er ihn mit der Schnur wieder anzieht, aber dafür hat er ja nun den Ring. Sie trocknet sich die Tränen, er will ärtlich ihre Hand ergreifen, aber sie stößt sie von sich und geht zu ihrem Ziel. „Was willst du denn tun?“ fragt Boppo erstaunt. Sie aber antwortet ihm nicht, sondern steigt auf, und als er immer dringlicher fragt, da erklärt sie ihm, daß er ein Räuber ist, daß sie nicht mehr mit ihm reisen will, denn eigentlich hatte sie den Ring allein gefunden, und nun will sie weiter nach Rom, sie muß sich erst ausweinen, denn das hatte sie nicht gedacht, daß es so schlechte Menschen gibt. So wendet sie denn ihren Ziel zurück, Boppo aber bleibt, und im Grimde ist er nicht ganz unzufrieden, daß er sie nicht mehr sieht, denn nun kann sie ihn doch nicht mehr verfolgen.

Er sah sie also nicht mehr, und er hat sie auch später nie wieder gesehen, obgleich er sie in Velletri und in Rom suchte wie eine Stecknadel, denn als er seinen Ring zu einem Händler brachte und ihn für fünfhundert Scudi anbot, da lachte der Mann und sagte, daß der Stein aus Glas sei und die Fassung verpodetes Kupfer. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als daß er zu seinem alten Herrn ging und wieder Kadendier wurde, damit er das verlorene Geld erst wieder zusammenbekam; denn mit dem, was er noch hatte, konnte er bei der heutigen scharfen Konkurrenz keinen Laden in Africa eröffnen.

Molière

Zum 300. Geburtstag von M. G. Haebler

Er hieß eigentlich Jean Baptiste Poquelin und wurde vor dreihundert Jahren, am 15. Januar 1632, in Paris geboren; Sohn eines Bürgers, des Kapaziers und königlichen Kammerdieners Poquelin. Man gab ihm eine gelehrte Erziehung — im Jesuitenkollegium zu Clermont und ließ ihn die Rechte studieren. Aber wenn auch mancher Adokat einen Komödianten lehren könnte, und das in Frankreich ganz besonders, — die Breiter, welche dem jungen, einundzwanzig Jahre alten Poquelin die Welt bedeuten, schienen ihm nicht hinter den Schranen eines hochwohlwählenden Gerichtshofes, sondern hinter dem Vorhang der Bühne Richelieu im Palais Royal zu liegen. So begab man sich denn des braven bürgerlichen Namens Poquelin und nannte sich Molière. Nachdem dieser junge talentvolle Mann als Schauspieler, damals noch kein ganz ehrenwerter Beruf, elf Jahre lang mit einer Wandertruppe die Provinz beglückte, fand er Unterkommen in Paris, nicht nur als Schauspieler, sondern auch — wie sein Kollege Schalepeare drüber überm Kanal — als Dichter; übrigens nicht die einzige Nebligkeit, die er mit dem größten britischen Dichter hat, wenigstens die Unterschiede zwischen den beiden größer sind als ihre Gemeinsamkeiten.

Es war die Zeit Ludwigs XIV., des großen Königs, von dem das Wort kommt oder doch wenigstens stammen könnte: Ich bin der Staat! Also die Zeit der enghütigen Entscheidung zwischen Feudalismus und Absolutismus; der Unruhen der Fronde, der Feudalherren des Mittelalters; der Ritter, Grafen, Barone, waren niedergedrückt; das Königtum hatte glorieus sich nicht nur behauptet, sondern fester denn je in den Sattel gesetzt. Die glänzende Zeit des Roi Soleil, des Sonnenkönigs, strahlte über Frankreich, über Europa, über die Welt. Versailles, die schöne prunkvolle Residenz entstand aus dem Willen des Herrschers. Und auf der reichen Grundlage dieses absolutistischen Imperialismus, der mit Menschen und Wölfen wie mit Spielzeugen umging, vor dem aberknechtlichen und blutigen Vorhang der vielen Eroberungskriege dieses großen Louis, über dem gewinnbringenden Merkantilismus Colberts, der Frankreich im Innern reich machte und nach außen ein gewaltiges Kolonialreich schuf, erhob sich blendend und lodend das Louis-Quartier, der Sitz jener Zeit, die Kultur des Absolutismus. Es war eine Kultur der herrschenden Klasse, deutlicher und klarer als vielleicht je eine herrschende Klasse sich ihre Kultur geschaffen hat. Von den prunkvollen Neupflichtlichen bis zu dem philosophischen und religiösen Inhalten des Geistes jenes ancien regime: alles hatte Stil und in diesen Stil eingepaßt; von der peinlich beobachteten Feierlichkeit des gesellschaftlichen Anstandes, der ebenso geschweift und geschmückt war wie die Wästel und Hjerate, bis zu dem heimlichen Räubern der gleichen häßlich-häßlichen Gesellschaft, hinter dem man die allgemenschliche Barbare des Geistes jener Zeit grinsen sah. Feind, Feind, Glanz, Freude nach außen; nach innen sorgfältiges Auf der Daut sein, menschlichste Menschlichkeit, Brutalität, Haß und Unterdüngung. Der Mensch fing erst bei Hofe an; aber leider fand in diesen feinen und samlenen Köpfen selten ein Mensch. Volk — das war ein überflüssiger Begriff: es gab Handwerker, Kaufleute, Bauern und diese alle waren Katalien des Wobels und der Kirche, manchmal nicht einmal das. Das Wort Ludwigs: Ich bin der Staat! brach sich wie ein Lichtstrahl in einem Briema, und jedes Gräflein und jedes kleine Pfäfflein dümpfte sich in seiner Staatskerl seinen nächsten Untertanen gegenüber. Und die guten Bürger und Bürgerinnen, wenn sie es ein wenig konnten, hatten nichts eiligeres zu tun als dies Gehebe und Getue der großen Welt nachzumachen, so wie es unter der Sonne des wilhelminischen Deutschland höchster Wunsch und Sehnen des Bürgertums war, Referveoffizier zu werden oder einen Leutnant zu heiraten, falls man weiblichen Geschlechtes war...

In diesem geistigen Klima entstand das Werk Molières: das erste Sprengpulver, das die Grundlagen jener Zeiten zerfaserte. Weber Molière selbst, noch Ludwig XIV., sein hoher Gönner, noch irgend ein anderer jenes Hofes ahnte dies, wenn man im Palais Royal die Komödien des genialen Spötters betrachtete. Nur wenn er es gar zu bunt trieb, wie im „Tartuffe“, wo er die Gesellschaft verpöbelte, nahm man es ihm ein bißchen übel — voll christlicher Liebe und Nächstenliebe mochte man ihm deshalb nach seinem Tode das ärztliche Begräbnis weigern. Trotzdem: allein schon die Tatsache, daß Molière seine Zeit im Spiegel des Humors, mehr noch der Satire sah und gab, daß er Typen schuf von realistischer Komödienhaftigkeit, und daß diese Typen nicht nur rein menschliche waren — was ihnen und ihrem Schöpfer den Ruhm eines Ewigmodernen gibt — sondern daß sie auch zugleich Zeit und Gesellschaft verpöbelten; das ist es, was ihn revolutionär macht — in eben dem Sinne revolutionär wie jede Komödie einer Zeit etwas Umwälzendes hat, weil sie

an den Grundfesten des Bestehenden rüttelt, indem sie das Seiende lächerlich macht. Das Seiende aber ist das Herrschende, und dies gilt allgemein, auch in der Vätergeschichte — denn es ist auch hier Teil der dialektischen Entwicklung aller Geschichte: in jedem Zeitalter tritt die revolutionäre Triebkraft des Komödianten schon feimartig enthalten sich — sehr häufig im ideologischen Überbau, auch wenn die ökonomischen Grundlagen und erst recht die politischen dieser Zeit noch sehr fest stehen. Molière ist Molière, sozialologisch betrachtet, auch eine jener Triebkräfte gewesen, die schließlich den Absolutismus und die ganze Kultur des Sonnenkönigs auflösen und in der französischen Revolution zusammenbrechen ließen; denn für Molière war es ja Protest gegen die Zeit und ihre Eitelkeiten zu machen. Was aber einmal lächerlich gemacht ist, das löst seinen Grit ein; Macht aber will ernst genommen werden — denn wer sie nicht mehr ernst genommen, so ist sie dentale Gewalt; und gegen sie empört sich der Mensch.

Und Molière nahm diese seine Aufgabe des Komödiendichters sehr ernst; wenn er sie auch mehr von ästhetischen Gesichtspunkten aus sah. Darin beruht aber die Ironie der Geschichte, und somit das Werk Molières in Betracht kommt, nun in höherem Sinne selbst eine Komödie; während der Absolutismus in seiner stärksten und kulturell betrachtet, wertvollsten Zeit als genialste Macht im Bewußtsein der Zeit lebt und in ihrer Anknüpfung und Erfahrung es auch tatsächlich ist, lebt gleichzeitig schon und wirkt jene Bewegung der liberale, der Freiheit, freilich noch unerkannt und ungeahnt, in dem Hofenspiel, das den Menschenherben des Absolutismus den Hofspielplatz verleiht — wenn auch noch ohne jene aufrüttelnde und erregende Freiheit, mit der, ein knappes Jahrhundert später, auf Rigoros Dourmondais die Revolution heranzuziehen läßt und auch ebenso ohne das ethische Pathos Rousseaus, der den Menschen schließlich proklamiert. Aber die ersten Morde reiner Menschlichkeit werden schon bei Molière angeklungen, zwar verächtlich, gemäßigter negativ, noch wenig humorisch und herb — denn ernsthaft konnte jene Zeit den Gedanken Gleichheit noch gar nicht denken. Drum war die Wirkung Molières auf seine Zeit keine noch begreiflich; man fühlte sich zwar getroffen, nahm das aber weiter nicht schlimmer oder wogte es nicht, weil Ludwig offenbar Gesand am Molière hatte; und des Königs Gesand war im Absolutismus eben der — absolute. So ließ man den Dichter gelten oder mußte ihn gelten lassen; sein Theater, die Comédie française, ward mehr und mehr das Theater Frankreichs, und als Molière starb, da war mit ihm nicht nur ein beliebiger Regisseur für höfliche Festlichkeiten, ein Komödiant und ein wichtiger Ständeschreiber gestorben, sondern es hatte der Begründer des modernen Lustspiels die Augen geschlossen. Denn Molière war, wie jeder wirklich große Dichter, nicht mehr als nur ein Schreiber seines Zeitgeistes; seine Gestalten wurzeln nicht nur in dem zeitlich Bedingten, sein Witz ist nicht nur Spott über Menschen und Dinge seiner Tage; seine Charaktere geht ins Allgemeine-Menschliche über; sie ist zeitlos, ohne ungeschickte Anlehnung an irgend einen Stil irgend einer Zeit. Man könnte Molière in seinen besten Werken ebensogut im Kostüm anderer Tage spielen; denn seine Gestalten sind letzten Endes Nationen rein menschlicher Menschlichkeit. Darum wird Molière nie von der Bühne verschwinden und Werke wie „Tartuffe“, „Der eingebildete Kranke“, „Der Geizige“, „Der Menschenseind“, „Der bürgerliche Gelumm“, Die gelehrten Frauen“ usw. werden auch im 20. Jahrhundert modern bleiben.

Für unsere Frauen

Die Arbeitermutter an ihre Tochter

Mein großes Mädel, blond und schlank, bald wächst du aus den Kinderstuben Und nimmst, da ich nun alt und krank, Mir Arbeit ab, daß ich darf ruhen!

Mein großes Mädel — ja ich weiß: Auch du wirst Dourenfäden schreiben, Doch Mutterliebe wird dich heiß, Wo du auch schreien magst, begleiten!

Mein großes Mädel, Sonnenglanz, Markt stehst du meinem Witwenhaufe Markt meines Lebensberbes Kranz Und Glüd in kurzer Arbeitspause!

Mein großes Mädel — ach, einmal Wird dich ein Mann wie ichhin stehlen! Und niemand wird der Tränen Paß Die ich dann um dich weine, zählen.

Das wünsch ich Dir mein liebes Kind? Weich aufrecht, drückt dich auch die Bürde — Weich kein, wenn Not und Sorge rümt, — Und wahr! Dir Deine Menschenwürde!

R. B.

Aus dem Tagebuch einer Mutter

Wirklich, ich bin keine eingebilbete Mutter. Ich finde zwar meinen Erstgeborenen über die Maßen lieblich, doch das finden andere auch; die beiden Großmütter zum Beispiel, und ich erkenne doch an, daß es noch ander nette Kinder gibt. Wenn freilich mein kleiner Schelm so seinen blonden Kopf an meine Brust lehnt und mich mit seinen dunkeln Augen anirahelt, dann — ja dann erscheint er mir eben wie ein kleiner Engel.

Doch ganz engelhaft ist er nicht immer. Leider. Er hat einen Dickkopf. Sein Vater sagt: den hat er von mir; ich sage, darin gleicht er ihm.

Neulich kam Tante Berta gerade dazu, als Mutter und Sohn über das Spazierengehen anderer Meinung waren. Etwas laut ging es zu. Das kann ich nicht leugnen. Das Schölein trampelte und schrie, die Mutter schallt und meinte. Nein, engelhaft war es wohl nicht. Doch abscheulichen Trostlopf brauchte Tante Berta den Wuben auch nicht zu nennen. Das war zuviel.

Wenn Bubi nur weniger gekriechen hätte! Zum Dobonlaufen war es wirklich, und Tante Berta lief auch davon. Ich begleitete sie hinaus, ein bißchen heiß und aufgeregt, und just da kam unsere Hausgenosin, die Hofräin die Treppe heraus. Sie sah meine Kränen, hörte Tante Bertas Ermahnungen, strenger zu sein, und da sagte ich ihr meine Mat.

Da strich mir die liebe alte Frau sacht über das heiße Gesicht und sagte sanft: „Ruhe und Geduld braucht es zum Muttersein, Kind. Mit Festigkeit in Strenge und Liebe richter man wenig aus.“

„Ich würde den Bengel tüchtig vernichten“, rief Tante Berta, die mit einem Schritte die Stiege abwärts ging. Wer hatte nun recht?

Still lehrte ich zu meinem kleinen Unband zurück. Mit verbeultem Gesichtchen sah er in seiner Ecke und kurrte: „Will nicht spazieren gehen, will nicht gehen!“

Ich schwieg. „Ruhe und Geduld“ klang in mir nach. Zwang ich ihn jetzt, begann wohl das Geschrei von neuem. Ich setzte mich also an meinen Schreibtisch und begann meine Buchstabenrechnung.

Auf einmal kam aus Bubis Ecke ein Seufzerlein.

Ich rechnete weiter — wieder ein Seufzer!

Nun war er still, dann klang es zaghaft: „Mutti!“

Mein Kopf machte eine halbe Wendung. Nein, noch war es nicht Zeit. Ich rechnete trampelhaft 15 und 37 sind 74 — oh, wach närrische Summen kamen heraus!

Wieder ein Seufzerlein. Es rauschte. Trapp, trapp lams daher, und dann duschelte es sich weich und warm an mich an, und stehend, so so kläglich klang es: „Mutti — Mutti!“ Rasch wollte ich den lieben unnützen Schelm an mich ziehen und ihn tüchtig abküssen, als mir der alten Frau Mahnung einfiel: „Mit Festigkeit in Strenge und Liebe richtet man wenig aus.“ Ich streichelte also nur liebe meinen Trostlopf und fragte gelassen: „Warum hast du denn keine Luft zum Spazierengehen?“

„Weil — weil ich doch in der Eisenbahn saße, und weil ich doch Schaffner war, und weil ich doch nach Berlin fuhr!“

Also im Spiel hatte ich ihn geküßt; das wars. Herausgerissen aus seinem heiteren bunten Phantasieland hatte ich ihn. Ich sagte ganz ernsthaft: „Schau, Bubi, nun bist du doch einmal ausgeflogen, da kommst du ja auch spazieren gehen. Wenn du heimkommst, fährt du dann weiter!“ — „Hml!“ Und er ging mit. Erst etwas mürrisch, dann so froh wie immer.

Mein — ich muß es lieber gestehen — erster Sieg. Doch ich hoffe mehr zu erringen. Ruhe und Geduld, ich will immer daran denken, und auch daran, meinen Wuben nicht zu raich aus seinem Spiel zu reißen. Ich werde ja selbst ärgerlich, wenn man mich gedankenlos in meiner Arbeit stört, und dem Kind ist das Spiel Arbeit, Betätigung, für die es ganz unbewußt von den Erwachsenen Verständnis fordert.

Was ist das, Bubi schreit nebenan! Ganz aufgeregt klingt seine Stimme: „Marie, Marie, Sie gehn ins Wasser.“ — „Ich nee!“ brummte Marie und schlurft aus dem Zimmer.

Ich geh hinüber. Da sitzt Bubi auf einem Kissen auf dem Fußboden und ruft mir glückselig zu: „Ich bin Schiff, Mutti, fall nicht ins Wasser!“

Nein, ich will nicht in das rinnende klare Traumwässerlein treten, auf der er so fest dahinfährt, wie der Schiffer auf dem blauen Meere der Insel des Glückes aufschifft.

(Aus „Die Welt im Kinderköpfchen“ von J. Siebe.

R. G. Kreuzer, Leipzig, 1 A.)

© 1910 by R. G. Kreuzer, Leipzig, 1 A.)

Man wisse, daß sich bei dem Unverständigen hundertmal mehr Widerwillen gegen den Verständigen findet, als der Verständige Abneigung gegen den Unverständigen empfindet.

Artur Schopenhauer.